

In der DDR kannten die Menschen ein geflügeltes Wort: »Das interessiert mich so wenig wie die Wasserstandsmeldungen.« Hieß es doch in den Radionachrichten nach dem Wetterbericht immer: »Abschließend die Wasserstände und Tauchtiefen: ... Frankfurt/Oder 112 plus 5, Glogow 275 plus drei, Eisenhüttenstatt 237 plus drei ...«

»Wasserstand und Tauchtiefe« ist ein moderner Heimatroman aus der Endmoräne, ein Brandenburg-Opus, in dessen Mittelpunkt ein Vater-Sohn-Konflikt steht. Wir lesen von einer bizarren Geiselnahme, die sich über Monate hinzieht und von der Krankenkasse bezahlt wird. Mark Labitzke führt ein recht einseitiges Zwiegespräch mit seinem Vater, der nach mehreren Schlaganfällen sein Sprachvermögen verloren hat, nun muss er ihm endlich zuhören. Der einstige SED-Funktionär und Bürgermeister ist auf Pflege angewiesen und der Erzähler auf die Rente des Vaters. Zwei Männer – ein Konto.

»Wasserstand und Tauchtiefe« sind die letzten Nachrichten aus einem untergegangenen Land. Der Roman handelt von der Suche nach einem Zuhause, von den radikalen Veränderungen der heutigen Arbeitswelt und vom Pflegenotstand einer immer älter werdenden Gesellschaft.

Karsten Krampitz, Jahrgang 1969, war gemeinsam mit Peter Wawerzinek Initiator der Trinkerklappe in Wewelsfleth/Schleswig-Holstein. Er hat erfolgreich eine Bettelakademie gegründet und mit Obdachlosen und Junkies Berliner Nobelhotels besetzt. 2004 erhielt Krampitz das Alfred-Döblin-Stipendium der Akademie der Künste Berlin. In Klagenfurt wurde er 2009 beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb mit dem Publikumspreis ausgezeichnet, im folgenden Jahr war er Klagenfurter Stadtschreiber. Zwischen 2010 und 2013 war der Historiker Promotionsstipendiat der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Krampitz hat diverse Romane und Erzählungen veröffentlicht, unter anderem: »Affentöter« (2000), »Der Kaiser vom Knochenberg« (2002) und »Heimgehen« (2009). 2011 gab er zusammen mit Manja Präkels und Markus Liske die literarische Anthologie »Kaltland – Eine Sammlung« zu den Pogromen und Menschenjagden der Nachwendezeit heraus.

Karsten Krampitz

Wasserstand und Tauchtiefe

VERBRECHER VERLAG

Die Arbeit des Autors an diesem Roman wurde unterstützt durch die Stiftung Brandenburger Tor im Rahmen des literarischen Tandems sowie durch das Stadtschreiberstipendium der Stadt Klagenfurt.

Goodbye Johnny, goodbye Johnny!
Warst mein bester Freund ...
Hans Fritz Beckmann

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2014
www.verbrecherei.de
© Verbrecher Verlag 2014

Lektorat: Kristina Wengorz
Einbandgrafik und Satz: Christian Walter
Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-013-1

Printed in Germany

Der Verlag dankt Katharina Grosch.

Doch zu dir:

Dein Urologe ist unzufrieden. Nicht doch.

Alle vier Wochen muss er ran, der Herr Doktor. Hausbesuch. Muss deinen Katheter austauschen. – Nicht wundern, Vater. Den Suprapubischen haben sie dir im Krankenhaus an die Bauchdecke gelegt. Ich bin einverstanden gewesen, habe dafür unterschrieben. Und nur deshalb rasieren Agnieszka und ich dir immer die Bauchhaare. Will gar nicht daran denken: Wenn mir das früher jemand erzählt hätte, dass ich meinem Vater mal den Bauch glattrasiere – jeden dritten Tag!

Ja doch, die Haare stören. Müssen weg. Ist besser für die Haut, der Pflaster wegen, mit denen wir den Schlauch festmachen. So entsteht beim Abreißen keine wunde Stelle, und wunde Stellen hast du genug. Sieht nicht gut aus bei dir, wirklich.

Wie du immer daliegst in deinem Bett. »Liegen« kann man das nicht nennen, ein Körperbrei ohne Muskeln, einfach auf die Matratze gekippt. Deine Augen flackern, ohne dass sie irgendwas suchen oder irgendwo hinschauen. Und sobald die Augen Ruhe geben, fängt das Kinn an zu zittern. Manchmal auch gleichzeitig. Und über-

all sieht man wunde Stellen, gerade im Leistenbereich. Morgens drücke ich dir immer die Beine auseinander, sodass Agnieszka dich dort waschen kann. Dann willst du ja noch abgetrocknet werden.

Am Anfang war mir das noch unangenehm. Ja doch, es gibt einfach Dinge, die will man nicht sehen, die will man nicht erfahren, von keinem anderen, nicht von sich selbst – und schon gar nicht vom eigenen Vater. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles, manchmal sogar an das Ungewöhnliche; Ekel ist nur ein Mangel an Gewohnheit.

Mein Bester, dich zu waschen, ist jedes Mal ein Kraftakt. Festhalten muss ich dich, denn du kannst ja nicht stillhalten. Agnieszka hat schon angeboten, dass *sie* die Beine übernimmt und ich den Lappen. Besser nicht, habe ich gesagt. Und wieder drehte sich alles, alles nur um dich. Ach, Vater.

Gedreht werden soll auch der Schlauch, jeden Tag ein wenig. Sonst, sagt Sprinzel, unser Herr Doktor, wächst das Ding an der Bauchdecke fest, und das wollen wir nicht. Nein, das wollen wir nicht.

Er meint auch, wir müssten deine Sitzfähigkeit erhalten, selbst wenn du, wonach es derzeit aussehe, einen neuen Dekubitus bekämost, diesmal am Steiß. Für solche Fälle gebe es bestimmte Kissen, so eines wolle er uns besorgen. Sagt er. Doktor Sprinzel fürchtet außerdem, dass schon bald deine zweite Niere ausfällt. Dann müssten wir zur Dialyse. Das wäre dann die Katastrophe, sagt er. Aber er sagt auch – und jetzt kommt's! –, das wäre nicht der Worst Case.

Denn einen solchen hatten wir ja schon, angeblich. Nun, auch auf die Gefahr, mich der Redundanz hinzugeben, sage ich es gerne noch einmal: Wenn der besagte Vorfall, justamente Anlass hausärztlicher Erregung und Verdächtigung (und zwar haltloser, selbst-

redend!), wenn diese eine Episode am Ende deiner Tage, ich meine: ganz am Ende, das Schlimmste gewesen sein wird, was *dir* zugestoßen ist, dann, mein Lieber, hattest du ein schönes Leben! Und dafür wollen wir schon heute dankbar sein.

Wir alle machen Fehler. Und doch leben wir in einer Zeit, in der Patienten oder deren Angehörige die Ärzte verklagen – nicht umgekehrt. Nein wirklich! Sprinzel gehen ein wenig die Nuancen aus. Keiner weiß, was passieren wird – mit uns, der Welt und meinem Altvorderen. Aber wir wissen, was passiert *ist* neulich, früher, dazumal. Und noch einmal zum Mitschreiben: Ein Unfall war das – und keine Gewalt.

Darauf er: Dicker, wir müssen reden. Und ich: Worüber denn? Wir reden die ganze Zeit. Und er: Du weißt, was ich meine. Als dein Freund sage ich dir, du bist überfordert. Ich verstehe dich sogar, bist auch nur ein Mensch; in einem schwachen Moment bist du ... hast du ... – Sprinzel!, sage ich! – Hey, ich sage doch nicht, dass du es mit Vorsatz getan hast. Aber verstehe mich doch bitte, vom Gesetz her bin ich zur Meldung verpflichtet.

Er soll ruhig alles melden. Wen interessiert's?

Verstehe einer die Aufregung. Es geht dir gut, Vater. Oder siehst du das anders? So ganz ohne Gedächtnis fühlt man sich wie neugeboren, und das Leben ist schön.

Jeden Morgen gegen sechs stellt dir Agnieszka die Pumpe an. Frühstück via Magensonde – Nutrison Multi Fibre, je nach Bedarf mit Ballaststoffen oder ohne, zweihundert Milliliter pro Stunde. Und während du nun die erste Mahlzeit einnimmst, hält deine Krankenschwester noch ein kleines Nickerchen ...

Das hätte es früher nicht gegeben. Was? Nicht bei dir, Vater.

Dass aus dem Kreise deiner subalternen Zuträger – all der vielen fleißigen Referenten, Assistenten und wissenschaftlichen Mitarbeiter –, dass da jemand die Traute gehabt hätte, sich ein Stündchen aufs Ohr zu hauen, während der Arbeitszeit! Nur: Bei Agnieszka liegen die Dinge anders, liegst du anders. Hast ihr den Schlaf geraubt, hast sie die ganze Nacht lang beschäftigt. Die Arme! Dauernd muss sie dich wenden, alle zwei Stunden. Oder willst du dich noch mehr wund liegen? Wie hast du immer gesagt: Alles eine Frage der Haltung. – Und Agnieszka kümmert sich um deine.

Solange sie noch ein bisschen Ruhe findet, messe ich dir den Blutdruck.

Guten Morgen!, rufe ich immer in den Raum und sollte mich vorstellen. Eigentlich. Ich sollte dir sagen, wer ich bin, und auch, wer du bist.

In letzter Zeit aber haben wir die Etikette gelockert. Erst einmal öffne ich das Fenster. Und dann sehe ich schon, wie du staunst: Was denn? Wo denn? Wer denn? Ich??? Vor Schreck flackern deine Augen. Stoßlüftung! Achtung, wird kalt! Entschuldige. Ich achte aber immer darauf, dass du richtig zugedeckt bist; hast ja ein dickes Federbett. Entspann dich. Ist nur kalte Luft. Ich weiß ja: Nicht zu lange die Fenster öffnen! – Um Gotteswillen, am Ende fliegt dir noch die Seele raus. Man sagt doch, wenn jemand gestorben ist, soll man die Fenster weit aufreißen. Im Umkehrschluss heißt das, wir beide müssen vorsichtig sein. Womöglich handelt es sich bei dem Fenster-Seele-Verhältnis um eine Wechselbeziehung, eine dialektische, von existentieller Natur. Wenn die Lebenskerze so gut wie heruntergebrannt ist, reicht ein bisschen Zugluft und schon heißt es: Cheerio! Goodbye! Und: Gute Reise! Und deine Seele freut sich über die Starterlaubnis.

Besser also, ich schließe das Fenster gleich wieder. Ist aber auch

wirklich kalt draußen. Aber abgesehen davon: Wir sind aufgeklärt, glauben nicht an solchen Humbug.

Danach lege ich dir die Gummimanschette um den Oberarm. Immer der gleiche Arm, der linke, und immer die gleiche Zeit, neun Uhr, man will ja vergleichen können. – Alles in Ordnung. Oder auch nicht. Normal halt.

Sobald sich die Zimmertemperatur ein wenig stabilisiert hat, werfe ich einen Blick auf deine Wunden, schaue nach, ob alles verheilt. Und sollte irgendwas akut erscheinen oder riechen, lasse ich es deine Krankenschwester wissen. Umgehend. Sobald sie aufgestanden ist. Nur keine Hektik. Wir müssen Ruhe bewahren, ihre Ruhe.

Vorerst stelle ich dir das Radio an – Schlagermusik, Sport, Nachrichten, die Wasserstandsmeldungen, eben alles, was du früher gern gehört hast.

Aber was hörst du wirklich? Und: Was denkst du? Bist du denn noch mehr als eine Hülle? – Kein Leib, nur noch Körper. Bist nur noch ein Zitat.

Die Verdächtigungen deines Urologen brauchen uns nicht zu kümmern. Sprinzel kriegt sich wieder ein; ich kenne ihn gar nicht anders. Die Frage, wie lange das mit uns beiden gut geht, stellt sich nicht. Ergo muss ich ihm nicht antworten. Die paar Wochen, die schaffen wir auch noch.

Allerdings lass mich eines klarstellen: Bislang habe ich mich mit vielem abgefunden, aber wir beide, wir werden uns gar nicht erst aneinander gewöhnen. Mitte vierzig bin ich und wohne von heute auf morgen in einer WG mit Leuten, die mir fremd sind und fremd bleiben; mit einer Polin und einem – bitte entschuldige! – hilflosen Alten.

Bist schmal geworden, Vater, und bleich im Gesicht. Dein übergroßes Stirnbein lässt den Blick aber immer noch wie früher aussehen, als hättest du ein Dach über den Augen, einen Baldachin, unter dem deine Augen so merkwürdig zittern.

Agnieszka schläft meist in den Vormittag hinein. Zeit, die wir für uns haben. Und ganz ehrlich, unser Verhältnis war nie so gut wie jetzt. Wir beide haben noch nie so viel geredet miteinander wie in den letzten Wochen. Oder besser: ich mit dir. Ich führe ständig Selbstgespräche mit meinem Vater.

Und sonst? Der Kühlschrank ist immer gefüllt, die Rechnungen sind bezahlt. Es geht uns gut – solange nur deine Organe funktionieren. Das nenne ich Lebensqualität! Agnieszka räumt sogar auf. Zimmer, Küche, selbst im Bad ist alles in Ordnung, in perfekter Ordnung. Alles riecht gut. Immer frische Handtücher, Waschbecken und Spiegel – alles sauber! Und was ich schon lange nicht mehr hatte, aber das nur nebenbei, auf der Konsole: zwei Zahnbürsten. Allerdings in getrennten Bechern. Und nicht zu vergessen, die Gebissdose. Wofür brauchst du denn noch Zähne?

Tut mir leid, dir das sagen zu müssen, aber außer Nutrison hast du in den letzten Jahren nichts in den Magen bekommen. Wie war doch gleich das spanische Sprichwort? »Schlimm ist es zu lieben, ohne geliebt zu werden. Noch schlimmer ist es aber, scheißen zu müssen, ohne gegessen zu haben.« – Ein Elend aber auch.

Deine Passionszeit reicht weit zurück, deine wahre Leidensgeschichte aber hat erst vor gut sechs Wochen begonnen ...

Silvester wie im Autokino. Zehn, zwölf Rollstühle standen bei

euch im Halbkreis, die Bremsen angezogen. Darin deine Heimgegnossen; alte Leute mit dünnen Haaren und dünnen Ärmchen starrten an die Wand, von der ihnen die Stimme im Flachbildschirm die große Show versprach: Ein bisschen Spaß muss sein! Prost und guten Rutsch!

Ah, der Herr Labitzke!, rief ein passant die Lernschwester, war sehr in Eile. Keine Ahnung, wen von uns beiden sie gemeint hatte. Aber das war auch nicht so wichtig, ich spreche gerne für uns beide.

Forscher in Amerika wollen übrigens herausgefunden haben, dass es beim Altwerden drei Phasen gibt:

Phase 1: Wenn man es selber merkt.

Phase 2: Wenn es auch die anderen merken. Und zum Schluss:

Phase 3: Wenn es nur noch die anderen merken.

Aber das muss dich nicht interessieren; Atmung und Stoffwechsel sind in bester Ordnung. Außerdem bist du glücklich, dafür sorgen schon die Pillen. Glücklich ist, wer vergisst. Und du kannst wirklich von Glück reden, hast keinen Kummer, keine Schmerzen.

Ich sehe immer noch die alte Dame, wie sie am Silvesterabend mit dem Rollator gegen die Wand stieß. Ganz langsam. Und noch einmal. Und noch einmal. Auf einmal blickte sie hoch. Starrte mich an, als erwartete sie von mir, dass ich ihr die Tür aufhielte. Ich dachte nur: Was denn für eine Tür? Eine Wand ist dort, nichts weiter.

Mit der Serviette wischte ich dir den Speichel von den Bartstopfeln, fragte dich, ob du wieder zurück auf dein Zimmer wolltest. Doch dein Puls war ruhig. Also gut, dachte ich, dann bleiben wir.

Geblieden ist auch die Dame mit ihrem Rollator, mit dem sie wie in Zeitlupe gegen die Wand stieß, so als würde die sich gleich öffnen wie eine Glastür im Kaufhaus. Ein Pfleger nahm sich ihrer an: Kommen Sie, ich helfe Ihnen!

Gegen Mitternacht habe ich dich an die Fensterfront geschoben.

Feuerwerk! Und so bunt! Vater, wer weiß, wie oft wir beide noch Silvester feiern. Zusammen. Und wie oft du noch der Anlass sein wirst, den ich vor mir herschiebe, um etwa mit der bezaubern- den Lernschwester ins Gespräch zu kommen ...

Herzchen, Ihnen ein frohes und vor allem nichtbehindertes neues Jahr! – Ihnen auch, Herr Labitzke! Ihnen auch!

In den Wochen darauf ging bald nichts mehr. Das Pflegepersonal hat sich schon nicht um die Leute gekümmert, die noch klingeln und sagen konnten, wo sie der Schuh drückte. Oder der *Schlauch*.

Ganze Nächte hast du auf dem Harnausgang gelegen, dem neuen Schlauch. Miriam hat dann die Wunde entdeckt – erst gerochen, dann gesehen. Dabei hatte deine Tochter nur nachschauen wollen, ob sie dir wieder die Billigwindeln angelegt hatten. Und dann das! Ein blutender Striemen an deinem Becken, zehn Zentimeter oder elf. Die Wunde reichte tief ins Fleisch. Durch den Kot war alles noch schlimmer geworden. Das war keine Wunde mehr, das war ein Geschwür – ein Dekubitus. Nur wussten wir damals nicht, was das ist, ein Dekubitus. Hast ausgesehen, an der einen Stelle (und so gerochen), als wärst du schon zwei Monate tot. Oder auch länger. Warst am Verwesen, dein Hintern war ein Stück Leiche.

Die Schichtleiterin, so jovial und resolut wie immer, konnte sich das nicht erklären, verwies Miriam an den Arzt, der an dem Tag

aber sehr beschäftigt war. Und auch all die Krankenschwestern hatten keinen Schimmer, wussten nicht, wie und warum die Früh- schicht und all die Heerscharen von Praktikanten weder Wunde noch Gestank an dir bemerkt hatten.

Als die Heimleiterin dann Tage später zur Sprechstunde lud, war für uns schon alles gesagt.

Die Dame hat es dennoch versucht: Vertrauen, meinte sie, Ver- trauen sei in ihrem Beruf von immenser Bedeutung. Und weiter: Ich denke, ich spreche im Namen aller, die sich hier im Hause en- gagieren, ohne Vertrauen ist alles, ist unser Engagement für den Nächsten, für den Menschen an sich, ohne Wert und ohne Sinn, ohne Vertrauen ist alle Mühe umsonst. Ja doch, eine solche Wunde passiere hin und wieder, Menschen machten Fehler, und wir alle seien nur Menschen ...

Die Zeit verging. Wie hypnotisiert starrte ich auf den Füllfeder- halter meiner Schwester. Der lag vor ihr auf dem Tisch. Keine Goldfeder, kein Montblanc, aber doch eine Art multifunktionales Schreibgerät.

Bevor wir ins Büro getreten waren, hatte Miriam mich beiseite genommen, hatte mir im Flüsterton zärtlich ihren Willen aufge- zwungen (kennst sie ja), hatte erklärt, wenn ich gleich wissen wolle, was sie denke und vorhabe, möge ich auf den Füller achten, ob dieser waagrecht oder senkrecht vor ihr läge. (Mit solchen Codes and Signs kommuniziert sie in der Firma bei Verhandlun- gen mit Geschäftspartnern, ihre Sekretärin weiß dann immer Bescheid.) Also Obacht! Läge der Stift senkrecht vor ihr, hieße dies für mich: Lass die Frau reden. In der Waagerechten: Jetzt reden wir! Und sobald meine Schwester ihr Schreibgerät vom